

Quelle

Datum

# Die sieben Siegel des Holocaust

A362H19

~~A76011-2~~

Wiedersehen nach fast vierzig Jahren: In Jerusalem trafen sich 5000 Überlebende der Nazi-Vernichtungslager / Von Josef Joffe

B18  
 Die Idee wurde in Auschwitz geboren. „Wir saßen eines Nachts zusammen und sprachen über unseren Tod“, erinnert sich Ernest Michel, Sohn einer jüdischen Familie aus Mannheim, die seit Jahrhunderten in Deutschland verwurzelt war. „Niemand glaubte, daß wir überleben würden. Doch in dieser Nacht schworen wir, einander als freie Menschen wiederzusehen, falls wir dennoch irgendwie am Leben bleiben sollten.“

Ernest Michels surreale Vision wurde in der vorigen Woche Wirklichkeit. Nicht nur die Handvoll Todgeweihter, die im Winter 1943/44 im Schatten der Krematorien ein unmögliches Gelübde abgelegt hatte, versammelte sich in Jerusalem — 5000 Überlebende strömten 37 Jahre später aus ihren Zufluchtsorten rund um die Welt in der hochgebauten Stadt zusammen.

Frei, aber nicht befreit — von Erinnerungen, von Schuldgefühlen („Warum habe gerade ich überlebt?“), von Tätowierungen, die ihnen eine penible Mordbürokratie in den Unterarm gebrannt hat. Die jüngste war in Auschwitz, im *Anus mundi*, geboren worden; die älteste war 85 Jahre alt. Dazwischen die mittlere Generation der Vernichtungslager, die Veteranen von Birkenau, Treblinka, Sobibor und Maidanek — die heute fünfzig, sechzig, siebzig Jahre alt sind; die leben, weil es der Zufall so wollte:

Am ersten Tag hatten sie sich im *Jad Vaschem* versammelt, der Gedenkstätte für die Opfer des Holocaust auf dem Herzberg im Westen Jerusalems. Jeder trug eine einzelne Blume in die Gedenkhalle, dort, wo im ewigen Halbdunkel die Namen der 22 größten Konzentrationslager und Todesfabriken in den Boden eingelassen sind. Belzec, Bergen-Belsen, Buchenwald... Die Namen, Symbole eines Universums, in der die Welt der Überlebenden unterging, waren bald von Rosen und Nelken verdeckt. Die Erinnerungen, jahrzehntelang verdrängt, konnten sie nicht erstickten. Die Menschen starrten in die Dunkelheit, dann trieb es sie nach draußen — in die untergehende Sonne, in die Nähe von anderen Menschen.

Draußen patrouillierten Soldaten auf den Dächern — Soldaten der israelischen Armee. Draußen standen Überlebende aus 27 Ländern mit Steinen in den Händen, manche gleich beu-

der, an eure Kinder, an eure Kindeskinde, an eure Freunde. Dokumentiert alles. Schreibt darüber. Erzählt es. Es darf nicht vergessen werden!“ Denn — so Gideon Hausner, einst Adolf Eichmanns Chefankläger in Jerusalem: „Die Feinde der Freiheit werden stark, wo das menschliche Gedächtnis kurz ist.“ Elie Wiesel, Autor des autobiographischen *Auschwitz-Romans* *Die Nacht* und die überragende, prophetenhafte Figur des Treffens, mahnte: „Obwohl jüdisch, zutiefst jüdisch in seinem Wesen, hat der Holocaust universelle Bedeutung. Die Erinnerung an das, was einem Volk angetan wurde, kann andere Völker beschützen.“

Wie aber kollektiv, als Gruppe von Überlebenden, Zeugnis ablegen von einem Schicksal, das zwar einem ganzen Volk zugedacht wurde (das „Wannsee-Protokoll“ vom 20. Januar 1942 sah die „Endlösung“ für elf Millionen Juden in 28 Ländern vor), das dennoch aber das existentielle Erlebnis des einzelnen war? „Wir haben hier 5000 individuelle Lebensgeschichten, und jede könnte das Dokument des Jahrhunderts sein“, sagte Elie Wiesel. „Das Leiden ist etwas zutiefst Persönliches, etwas, das man für sich selbst behält“ — wie auch die zufällige Rettung vor einem absurden Tod. „Man kann keine Romäne über Auschwitz schreiben. Der Holocaust ist ein Mysterium, das mit sieben Siegeln verschlossen ist — heute und immerdar.“

Wie können jene, die es nicht vergessen können, anderen etwas überliefern, das sich nicht vermitteln läßt? Den 5000 Überlebenden in Jerusalem blieb nur zu erzählen — von einem Tod, der minutiös-buchhalterisch vorausberechnet worden war, von der Errettung, die ein statistischer Zufall lenkte.

Ernest Michel, der Hauptorganisator des Holocaust-Treffens, überlebte, weil er schreiben konnte. „In Auschwitz gaben die Deutschen einem gerade genug zu essen, um etwa sechs Monate lang am Leben zu bleiben. Dann wog man vielleicht noch 40 oder 45 Kilo — reif für die Gaskammer. Irgendwie schaffte ich es ins Krankenhaus, wo ein Mann namens Stefan Heyman den Unterlagendienst leitete. Er brauchte jemand mit einer schönen Handschrift. Ich meldete mich und schrieb danach endlos „Herzstillstand“ hinter die Namen der Vergasteten. In Auschwitz wurde offiziell niemand vergast, alle starben eines „natürlichen Todes“.“

Hirsch Altusky, ein Warschauer Gettokämpfer, überlebte, weil die Todesmaschinerie am Tag seiner Ermordung außer Takt geriet. „Die SS

Quelle  
hatte mich an die Hugo Schneider AG (HASAG) vermietet, die im polnischen Karzysko eine Munitionsfabrik unterhielt. Ich war gelernter Chemiker und wurde deshalb in die Piktrinsäure-Herstellung gesteckt. Als ich zu schwach geworden war, kam ich in die „Selektion“ — Todesurteil. Sonntags fuhren immer die Lastwagen vor, um die *morituri* abzuholen. An diesem Sonntag kam aber unerklärlicherweise keiner, auch am Montag, Dienstag und Donnerstag nicht. Die Mordmaschinerie geriet gleichsam in Verwirrung und spuckte mich wieder aus: Die wußten nicht, was sie mit mir anfangen sollten. Ich wurde dem Hofdienst zugeteilt, wo ein paar Arbeitsunfähige in der Müllabfuhr am Leben bleiben durften.“ Im Warschauer Gymnasium hatte Altusky Deutsch gelernt, er kann noch heute Teile der „Glocke“ aufsagen.

David Tenenbaum überlebte, weil unvermutet alliierte Flugzeuge auftauchten. Auf dem Marsch aus dem KZ Flossenbürg nach Süden im April 1945 versteckte sich der Vierzehnjährige mit fünf Jungen in einer Scheune. Zwei SS-Leute entdeckten die Kinder und führten sie ab in ein nahegelegenes Feld, wo sie zusammen mit vierzig anderen erschossen werden sollten. Er war zufällig der letzte und blieb als einziger am Leben, weil die SS vor den anfliegenden Jagdbombern die Flucht ergriff. Tenenbaum ist mit einer deutschen (christlichen) Frau verheiratet, die er 1961 in einem New Yorker Zeitungsladen getroffen hat.

Yael Danieli überlebte, weil die Kugeln nicht trafen. Sie weiß nicht, wann sie geboren wurde, sie redet in Assoziationsketten. Ihre Eltern haben sie aus Auschwitz herausgeschmuggelt oder über den Zaun geworfen. „Jüdische Untergrundkämpfer betreuten mich und die anderen Babys. Meine ersten Erinnerungen? Wie ich immer wieder eingewickelt wurde, damit ich nicht schreien konnte. Ich erinnere mich an eine Schießerei. Ich war mit anderen Kindern im Heu versteckt. Irgendwann merkte ich, daß neben mir ein Kind kalt geworden war.“ Im Jahre 1946 kam sie über Zypern nach Palästina. Heute arbeitet sie als Psychologin im „Gruppenprojekt für Holocaust-Überlebende und ihre Kinder“ in New York.

Etwa tausend Mitglieder der „Zweiten Generation“ — die Kinder der Überlebenden — waren ebenfalls nach Jerusalem gekommen.

Inzwischen haben sich die Psychologen der „Zweiten Generation“ bemächtigt. Es gäbe keine psychopathologischen Muster, resümiert der israelische Psychiater Hillel Klein, aber doch Muster. Da die Eltern ihre Geschwister, Väter und Mütter verloren hatten, wurden die Kinder zum Familien- und Heimatesatz. „Der typische Überlebende ist überfürsorglich und ergreift Besitz von seinen Kindern. Viele haben deshalb Schwierigkeiten, erwachsen und unabhängig zu werden.“ Andererseits: „Da ihnen Sicherheit und Vertrauen in die Umwelt fehlen, unterwerfen sie sich einem enormen Leistungszwang.“ In der Tat ist der Anteil an Akademikern unter den Holocaust-Kindern außerordentlich hoch.

Und viele beschäftigen sich auch in der zweiten Generation mit der unfaßbaren Vergangenheit ihrer Eltern, als Psychologen und Sozialwissenschaftler. „Ich studiere Organisations-Soziologie“, berichtete ein junger Amerikaner, „weil ich verstehen will, wie ein Institutionensystem die Individualethik eines vollkommen

Datum  
normalen Volkes außer Kraft setzen kann.“ Eine Studentin der Columbia-Universität arbeitet an einer Dissertation über deutsch-jüdische Beziehungen. „Als Kind lernte ich die Deutschen hassen. Als ich aber jüngst in der Bundesrepublik Forschungsmaterial sammelte, wurde mir klar, daß ich damit nicht die Deutschen strafe, sondern nur mich selbst.“ Ein junger Arzt, der an einer deutschen Klinik arbeitet, offenbart seine Zwangsvorstellungen: „Eines Nachts wurde ein Angeklagter aus einem Auschwitzprozeß auf unsere Intensivstation gebracht. Ich hatte Rachephantasien — bis mir klar wurde, daß dies der falsche Weg war. Er durfte nicht sterben. Er mußte sich vor Gericht verantworten.“

Sie alle — Eltern und Kinder — waren auch gekommen, um Zeugnis gegen eine unfaßbare Gegenwart abzulegen: die systematische Verleugnung des Holocaust durch Neo-Nazi-Pamphletisten und ordentliche Professoren wie etwa Robert Faurisson von der Universität Lyon. Am dritten Tag bereisten die Kongreßteilnehmer eine Handvoll Kibbuzim, die von den Überlebenden gegründet worden sind. In *Lohamei Hagetta'ot*, dem „Kibbuz der Gettokämpfer“ in Westgaliläa, steht das „Museum des Holocaust und Widerstands“, ein massiver Steinbau, der jährlich 200 000 Besucher anzieht.

Auf der Schlussfeier am vierten Tag sprach Israels Ministerpräsident Menachem Begin vor der nächtlichen Kulisse der „Klagemauer“, vor der Westwand des im Jahre 70 nach Christi zerstörten Zweiten Tempels. Auf dem Podium brannte ein sechsarmiger Leuchter, dahinter wehten sechs israelische Flaggen — Symbole für die sechs Millionen. Begin redete jiddisch, hebräisch, englisch — und deutsch, als er von den säuberlich aufgereihten Schuhen der ermordeten Kinder sprach: „Ordnung muß sein.“

Wer geglaubt hatte, daß Begin den Holocaust in wahlpolitisches Kleingeld ummünzen würde, wurde enttäuscht. Im Flackerlicht der Gedächtniskerzen schien er über sich selbst hinauszuwachsen. Während er sprach, wurde die Trauerfeier zum Triumph des Lebens und des Widerstands: „Wo ist der Kaiser? Wo ist seine Macht? Wo ist Rom? Jerusalem lebt ewig. Wir sind hier!“ Den letzten Satz sprach er auf Jiddisch: „*Mir sajnen dol*“ Es war die Schlusszeile einer legendären Hymne aus dem Zweiten Weltkrieg — des Kampfliedes der jüdischen Partisanen. S

A362H43

A362H20